

Insel Verlag

Leseprobe



Hacks, Peter
Der Schuhu und die fliegende Prinzessin

Mit Zeichnungen von Heidrun Hegewald

© Insel Verlag
Insel Bücherei 1327
978-3-458-19327-2



PETER HACKS
DER SCHUHU UND DIE
FLIEGENDE PRINZESSIN

ZEICHNUNGEN
VON HEIDRUN HEGEWALD

INSEL VERLAG

Insel-Bücherei Nr. 1327

© Insel Verlag Berlin 2010

DER SCHUHU
UND DIE FLIEGENDE
PRINZESSIN

ERSTES KAPITEL

Es war ein armer Schneider, der lebte mit seiner Frau und seinen neun Kindern vom Kleidermachen; er wurde ständig schmäler, doch sein Beutel nicht dicker, und wie er sich auch plagte, er blieb immer auf der Hefe sitzen. Eines Morgens, als er wieder mit krummem Rücken auf dem Tisch hockte, trat die Nachbarin, es war die Frau des Barbiers, aus der Kammer und sagte zu ihm: »Dein Weib liegt im Bett, sie wird wieder ein Kind zur Welt bringen.«

»Das soll sie«, sagte der Schneider; »ich will indessen gehen und alle Vettern und Freunde einladen, denn es wird erwartet, daß wir einen Taufschmaus geben. Weil es aber das zehnte Kind sein wird, will ich den Bürgermeister zum Paten bitten.« Er nahm eine Menge Windelchen, Deckchen und Lätzchen aus dem Kasten; derlei Zeugs hatte er, von den anderen Kindern, genug übrig; dann lief er gaßauf und gaßab, klopfte bei denen, die er kannte, und sprach: »In meinem Haus ist was Kleines fällig, ihr seid eingeladen.«

Alle kamen, auch der Bürgermeister, der gern Bier trank.

Sie saßen Hintern an Hintern, tranken ein Faß Bier leer



und warteten auf das Kind. Endlich steckte die Frau des Barbiers den Kopf durch die Tür und machte dem Schneider Zeichen mit der Hand. »Nun«, sagte der Schneider, »ist es da?« – »Ich glaube«, sagte die Frau des Barbiers. – »Du liebe Torheit«, sagte der Schneider, »ja oder nein?« – »Es ist da«, sagte die Frau des Barbiers, »aber ich frage mich, ob wir mit es beide die gleiche Sache meinen.« – »Was soll ich denn meinen?« rief der Schneider, »mein Kind natürlich.« – »Ach Gott«, sagte die Frau des Barbiers, »es ist unmöglich, hierauf eine vernünftige Antwort zu geben.«

Der Schneider ließ sie stehen und lief zu seiner Frau, die im Bett lag, ein Ei im Arm. »Das hast du bekommen?« fragte der Schneider.

»Ja«, sagte die Frau.

»Das ist dumm«, sagte der Schneider. »Das ist das letzte, womit ich gerechnet habe.«

»Vielleicht schlüpft es noch aus«, sagte die Frau.

»Das hilft uns jetzt auch nicht viel«, sagte der Schneider; »die Gäste sitzen wie unter den Dornen, sie haben schon jeden Tropfen Bier ausgetrunken.«

»Das ganze Faß«, sagte die Frau des Schneiders und rang die Hände; dabei fiel ihr das Ei aus dem Bett. Es rollte über die Dielen und verschwand unter dem Schrank. Der Schneider stocherte eine Weile lang mit seiner Elle unter

dem Schrank herum, aber das Ei war bis an die Wand gerollt, und er konnte es nicht erreichen. Da ließ er es liegen und ging zurück zu den Gästen.

»Was ist«, sagte der Bürgermeister ungeduldig, »wo bleibt mein Patenkind?«

»Ach entschuldigen Sie«, sagte der Schneider, »Ihr Patenkind ist unter den Schrank gerollt.«

Da glaubte der Bürgermeister, er triebe seinen Scherz mit ihm, und ging sehr zornig nach Hause. Die Freunde und Vettern aber sahen des Bürgermeisters Zorn und fürchteten sich, und sie gingen ebenfalls nach Hause, einer nach dem andern.

*Der Schneider hätt nicht sollen hoffen
Auf das, was neun Mal eingetroffen.*

ZWEITES KAPITEL

Im nächsten Frühjahr fand die Schneidersfrau das Ei beim Großbreinemachen. Sie brachte es zu ihrem Mann, der, Bein über Bein, dasaß, und fragte ihn, was sie damit tun solle. »Wirf es weg«, sagte er. – »Du Gottloser«, sagte die Frau, »das dulde ich nie und nimmer, es hat uns ein Faß Bier gekostet.« – »Du hast recht, Frau«, sagte der Schneider, »ich will es als Stopfei verwenden.«

Er nahm eine alte Hose, die er flicken wollte, ließ das Ei ins Bein gleiten, ergriff Nadel und Faden und durchstach den Stoff am Knie, dort, wo das Loch war. Als die Nadelspitze das Ei berührte, ertönte eine dünne Stimme und sagte: »Vater, Sie kitzeln mich.«

Der Schneider blickte nach rechts, nach links und unter den Tisch, aber die Werkstatt war leer.

Er fuhr fort zu nähen; wieder ließ sich die Stimme vernehmen und sagte: »Hihi, Vater, Sie kitzeln mich ganz schlimm.«

»Wer spricht?« fragte der Schneider.

»Ich«, sagte die Stimme, »Ihr Sohn.«

»Wo bist du?« fragte der Schneider.

»In dem Ei«, sagte die Stimme, »aber es ist nun an der Zeit, daß ich ausschlüpfe.«

»Das kommt spät genug«, sagte der Schneider vorwurfsvoll.

»Gut Ding will gut Weile«, sagte das Ei.

Und es fuhr fort und sagte:

»Sieden Sie mich bis zum Abend in Brunnenwasser, hier nach legen Sie mich auf die Straße, und wenn Sie so verfahren sind, können Sie mich vom Schmied aufschlagen lassen.«

Der Schneider ging zum Brunnen und holte einen Kessel voll Wasser. Den brachte er auf dem Feuer zum Kochen. Er warf das Ei hinein und sott es bis zum Abend.

Zu der Stunde, da die Herden von der Weide kamen, nahm er das Ei aus dem Kessel und legte es auf die Straße. Die Rinder trotteten blökend in ihre Ställe, und jedes von ihnen trat auf das Ei. Nach den Rindern kamen die Ziegen und Schafe, zuletzt kam das Federvieh. Als die letzte Ente auf das Ei getreten war, hob der Schneider es auf und betrachtete es, und er fand einen ganz zarten Sprung in seiner Schale. »Bist du noch nicht fertig?« fragte er. – »Nein«, sagte das Ei, »so leicht ist einer wie ich nicht zur Welt zu bringen. Tragen Sie mich zum Schmied; wenn er ein starker Mann ist, werden wir sehen.«

Der Schneider trug das Ei zum Schmied und bat ihn, es zu öffnen. Der Schmied sah, daß es schon einen Sprung hatte. Er drückte es mit seinem rußigen Daumen, das



Ei blieb aber heil und unverdorben. Da erboste sich der Schmied miteins über das Ei. Er warf es auf den Amboß und schlug mit dem Hammer darauf wie auf kalt Eisen. Es gab ein lautes Krachen, und die Brocken flogen dem Schneider um die Ohren. »Ist das Ei entzwei?« fragte er. – »Nein«, versetzte der Schmied, »der Hammer.« Er ergriff den größten Hammer, den er hatte, schwang ihn mit beiden Armen über dem Kopf und ließ ihn mächtig auf das Ei herniedersausen. Die Schalen zerbrachen. Und so, wohlgelagert, ausgekocht und abgehärtet, kam des Schneiders Sohn auf einem Amboß zur Welt. Er war ein winziger Vogel, bedeckt mit einem weichen, weißen Flaum von Daunen; da saß er nun und betrachtete seinen Vater mit einem unschuldvollen Aufschlag seiner goldenen Augen.

Das kluge Küken nimmt sich Zeit.

Der kommt späte, der kommt weit.

DRITTES KAPITEL

Der Schneider erkannte, daß sein Sohn ein Schuhu war. »Welche Rute habe ich mir da wieder aufgebunden«, rief er; »nicht getan damit, daß neun hungrige Kinder mir die Not ins Haus bringen, kommt das zehnte und bringt mir die Schande.« Er schalt den Schuhu mit diesen und anderen bitteren Worten und sagte, daß er ihn nicht zum Sohn wolle, und hieß ihn in die weite Welt gehen oder wohin es ihm beliebte.

»O Vater«, sprach der Schuhu, »verstoßen Sie mich nicht, ich bin ja noch immer nicht fertig. Mein Auge ist noch empfindlich, mein Federkleid noch nicht gewachsen, mein Schnabel noch weich; ich will gern in die Welt, aber dort muß man gut sehen, fliegen und hacken.«

»Aber die Leute«, rief der Schneider.

»Nehmen Sie mich ruhig in Ihr Haus«, sprach der Schuhu; »alle werden mich erblicken, und keiner wird mich sehen; denn ich werde mich ganz still verhalten und tun, als sei ich eine Uhr.«

Der Schneider steckte den Schuhu in die Tasche und nahm ihn in sein Haus. Dort stellte er ihn auf den Kamin. Der Schuhu kniff ein Auge zu und rollte langsam das andere im Kreis, so daß es, immer wenn die Uhr vom

Kirchberg die volle Stunde schlug, nach oben zeigte. Auf die Art verbrachte er die Zeit, bis er fertig war, nachdenkend und schweigsam.

Wenn er das Auge nach oben rollte, dachte er über die Dinge des Himmels nach. Wenn er das Auge nach unten rollte, dachte er über die Dinge der Erde nach. Wenn er das Auge nach links rollte, dachte er über die notwendigen Dinge nach, und, rollte er es nach rechts, über die überflüssigen. So versäumte er keinen Gegenstand und blieb keine Sache unbedacht.

Alle Kunden des Schneiders aber hielten ihn für eine Uhr, und selbst der Schneider gewöhnte sich, auf seinen Sohn zu blicken, wenn er das Gefühl hatte, die Mittagssuppe ließe auf sich warten.

*Er kann sie noch am Hals nicht fassen
Und sorgt, daß sie ihn in Ruhe lassen.*

VIERTES KAPITEL

Aber der Bürgermeister hatte die Kränkung nicht vergessen, die, wie er glaubte, der Schneider ihm zugefügt hatte. Eines Tages erschien er in der Werkstatt. Er brachte ein Stück feinsten Tuches mit, nicht größer, als eine Hand groß ist; das gab er dem Schneider und befahl ihm, daraus einen Mantel zu nähen. »Das kann ich nicht«, sagte der Schneider. – »Wie?« sprach der Bürgermeister, »du kannst keinen Mantel nähen? Du willst nicht. Aber wenn mein Mantel in einer Woche nicht fertig ist, lasse ich dir den Kopf abschlagen; darauf mach dir eine Kerbe ins Ohr.«

Das sprach er, weil er so sehr gekränkt war; übrigens kaufte er häufig so ein.

»Mein letztes Geld ist verloren«, sagte der Schneider zu dem Schuhu, der alles mit angehört hatte, »und zwar durch dich.« – »Es wird Ihnen zur Feueresse hereinfliegen«, sagte der Schuhu zu dem Schneider, »und zwar durch mich.« Er erklärte seinem Vater, was er tun müsse.

Gaßauf, gaßab lief der Schneider, klopfte bei denen, die er kannte, und borgte ihnen so viel Geld ab, wie sie ihm geben konnten. Für das Geld kaufte er feines Tuch. Von dem Tuch nähte er einen prächtigen Mantel.

Über acht Tage kam der Bürgermeister wieder. Der Schneider holte den Mantel hervor und legte ihn dem Bürgermeister um die Schultern, und der Mantel wallte in breiten Falten zur Erde wie das Gewand eines Königs. Der Bürgermeister war mit seinem Streich sehr zufrieden; denn daß der Schneider das Tuch selbst bezahlen sollte, das hatte er gewollt. Weil er aber dem Schneider schlecht gesonnen war, fragte er: »Wo sind die Flicker von dem Tuch? Alle Schneider sind Diebe, doch ich bestehe darauf, daß du mir den Rest herausgibst.«

»Das ist nur billig«, sagte der Schneider. Er hob einen schweren Ballen auf den Tisch und sagte: »Hier ist der Rest.«

»Brav«, sagte der Bürgermeister überrascht. »Sehr brav.« Er nahm den Ballen unter den Arm, warf einen kupfernen Heller auf den Boden und drehte dem Schneider den Rücken.

»Warten Sie«, sagte der Schneider, »Sie bekommen noch Geld wieder.« – »Auf den Heller?« fragte der Bürgermeister. – »Auf den Heller«, sagte der Schneider mit einem Bückling, und er drückte dem Bürgermeister einen goldenen Dukaten in die Hand.

Das war kein schlechter Markt für den Bürgermeister. Aber es drückte ihm das Herz ab, daß er des Schneiders Geheimnis nicht kannte, wie der aus einem Heller einen

Dukaten machen konnte und aus einem handgroßen Stück Tuch einen Mantel. Er drang in ihn mit Bitten und Drohen, daß er es ihm verriete. Endlich gab der Schneider nach. Er zeigte auf den Schuhu, der auf dem Kamin stand, stark gewachsen und in einem neuen, kraftvollen Gefieder, das schwarz war und mit gelben Flammen.

»Ich habe einen Schuhu«, sagte er, »der macht aus wenig viel.«

Der Bürgermeister wollte dieses wunderbare Tier unbedingt besitzen. Er erbot sich, dem Schneider, wenn der ihm den Schuhu ließe, das Tuch und die Arbeit für den Mantel zu bezahlen und hundert Dukaten obendrein. Der Schneider sträubte sich zum Schein, dann willigte er in den Handel. Der Bürgermeister rührte den Daumen. Dann wickelte er den Schuhu in den Mantel und trat vor die Tür.

»Seien Sie vorsichtig«, sagte der Schuhu aus dem Mantel heraus zu dem Bürgermeister; »Sie werden im Regen er-saufen.« – »Ersaufen?« fragte der Bürgermeister, »es nieselt doch nur ein bißchen.« – »Ja«, sagte der Schuhu aus dem Mantel, »aber ich mache aus wenig viel.«

»Aber wenn ich nicht gehe«, sagte der Bürgermeister, »komme ich zu spät zum Frühstück, und wenn ich zu spät zum Frühstück komme, erhalte ich vielleicht eine Mauschelle von meiner Frau.« – »Falsch«, sagte der

